

Juliane Mikoletzky

Reisen bildet, sagt man ...

Ein Bericht vom Internationalen Historikerkongreß in Madrid

Reisen bildet, sagt man – wieviel mehr nicht das Reisen zu Kongressen, solchen mit dem Etikett des „Internationalen“ zumal? In der Tat konnte, wer verwegen genug war, sich während der heißesten Zeit des Jahres in die spanische Hauptstadt zu begeben, um dem geballten Wissen von Historiker/inne/n aus (zumindest theoretisch) aller Welt zu lauschen, mancherlei Bildungserlebnisse mit nach Hause nehmen, darunter nicht zuletzt Erfahrungen jener sinnlich-konkreten Art, wie sie sich gerade für die Praxis des Alltagshistorikers als außerordentlich fruchtbar erwiesen haben. So wurde z.B. den Bewohnern respektive Bewohnerinnen gemäßigter Klimazonen, in einem mäßig ventilerten Hörsaal sitzend, während sich draußen das Thermometer langsam der 35-Grad-Marke annäherte, unmittelbar einsichtig, daß ein Fächer weniger als Accessoire weiblicher Koketterie zu gelten hat denn als außerordentlich sinnreich konstruierter Gebrauchsgegenstand, der den längeren Aufent-

halt in derlei Räumlichkeiten überhaupt erst erträglich macht. Ganz abgesehen natürlich von dem ungewöhnlichen ästhetischen Reiz, der vom Anblick eines sanft fächernden Halbbrunds aufmerksamer Jünger und Töchter Klio's ausgeht, und der zugleich etwas unheimlich Beruhigendes hat. Ebenso wandelte sich das theoretische Wissen um die in südlichen Ländern allgemein verbreitete Sitte der Siesta rasch in die praktische Erkenntnis, daß es sich dabei um die einzig vernünftige, weil naturgemäße Art handelt, die Mittagsstunden auf angemessene Weise zu verbringen.

Freilich bedurfte es danach schon einer beträchtlichen Willensanstrengung und ausgeprägten Pflichtgefühls, sich erneut zum Tagungsort auf den Campus der „Universidad Complutense“ zu begeben, zumal sich die Anreise dorthin etwas mühsam gestaltete, da die städtische Metro nicht bereit gewesen war, die auf dem Campus gelegene U-Bahnstation eine Woche früher als üblich

wieder in Betrieb zu nehmen. So manche/r Teilnehmer/in dürfte wohl einmal (oder auch mehrfach) seiner oder ihrer Schwäche nachgegeben und es vorgezogen haben, stattdessen die Schönheiten Madrids oder seiner näheren Umgebung zu erkunden. Das mag denn auch eine Erklärung für den recht schütterten Besuch einiger Veranstaltungen sein.

Nein, es soll hier nicht behauptet werden, der Ertrag des Kongresses, über den zu berichten ist, habe sich in solch folkloristischen Reminiszenzen erschöpft; dennoch berühren sie einige nicht ganz unwesentliche Rahmenbedingungen des Ereignisses und dürften sich zudem breiter Konsensfähigkeit erfreuen, was für die folgenden Anmerkungen vielleicht nicht immer der Fall sein mag. Denn was da eine ganze Woche lang in Madrid abrollte, war eine wahre Mammut-Veranstaltung mit insgesamt 26 Sektionen, Sitzungen von 59 Kommissionen und affilierten Institutionen, darunter zum ersten Mal auch die International Federation for Research in Women's History, und 13 Round Tables – wesentlich mehr als noch vor fünf Jahren in Stuttgart. Eine solche Fülle von Optionen ließ es von vornherein sinnlos erscheinen, einen vollständigen inhaltlichen Überblick auch nur anzustreben, zumal dies wegen der zahlreichen zeitlichen Überschneidungen selbst der nach den Präferenzen der Berichtstatterin ausgewählten Sektionen auch praktisch undurchführbar gewesen wäre. Übrigens bleibt fraglich, ob ein solches Unterfangen sehr viel Nutzen brächte, da

die angebotenen Themenkreise – mangels eines vorgegebenen Generalthemas – recht heterogen waren, lediglich formal etwas strukturiert durch die übliche Rangfolge von „Grands thèmes“ (diesmal: die Entdeckung Amerikas, die Bedeutung der „Megalopolis“ in der Geschichte sowie „Revolution und Reform“), „Methodologie“ (mit den drei Sektionen „Historiographische Zeitkonzepte in Europa und Asien“, „Anthropologie, Sozialgeschichte und Kulturgeschichte“ und „Historische Biographie“) und insgesamt 20 weiteren „Sections chronologiques“ (Kommissionssitzungen und Round Tables hier einmal außer acht gelassen). Als inhaltliche Schwerpunkte lassen sich benennen: zum einen eine Bevorzugung von Themen zur außereuropäischen Geschichte: nicht nur eines der „grands thèmes“ gehörte in diese Rubrik (wobei in diesem Falle das bevorstehende 500-Jahr-Jubiläum der Entdeckung Amerikas 1992 Pate gestanden hatte, das für Spanien wohl einen ähnlichen Stellenwert erhalten wird wie das drohende Mozartjahr für Österreich), sondern auch acht der chronologischen Sektionen sowie das methodologische Thema der „Zeitkonzepte“. Dies ist beachtlich und bezeugt den Willen der internationalen Historikerorganisation, mit dem längst und zurecht erhobenen Anspruch auf eine Ausweitung des eurozentrischen Geschichtsbildes Ernst zu machen. Wieweit das tatsächlich gelungen ist, muß dahingestellt bleiben. Bemerkenswert erschien der Berichtstatterin jedenfalls, daß in fast allen genann-

ten Sektionen die Mehrzahl der zumindest angekündigten Referenten nicht aus den betreffenden außereuropäischen Gebieten stammte. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Für das Thema „Die Modernisierung der arabischen Welt“ stammten von den vorgesehenen 12 Beiträgen lediglich zwei von Autoren aus dem arabischen Raum (Bahrain und Ägypten), einer aus Japan, der „Rest“ aus Europa und den USA – es scheint doch noch ein weiter Weg zu sein, bis die Angehörigen außereuropäischer Kulturen ihre eigene Geschichte mit eigener Stimme (und womöglich auch nach eigenen Maßstäben) vertreten können. Aber immerhin, ein wichtiger Schritt ist hier doch wohl getan worden.

Ein zweiter Schwerpunkt lag bei den sozial-, wirtschafts- und mentalitätshistorischen Themen im weitesten Sinne, von „klassischen“ Problemen wie der Geschichte der Sozialpolitik über die Rolle von „Cereals in world history“ und „Diseases and Society“ bis hin zur Ausbildung eines Nationalbewußtseins in Asien und Afrika, um nur einige der relevanten Themen anzuführen. Die „reine“ politische Geschichte war demgegenüber stark auf dem Rückzug begriffen: nur eine der 26 großen Sektionen ließ sich eindeutig dieser Kategorie zuordnen („The results of the new research concerning treaties on the eve and during the second world war“). Auch hierin läßt sich mithin, etwa gegenüber Stuttgart 1985, eine weitere Akzentverlagerung hin zu den „neuen“ (oder wenigstens „neueren“) Strömungen in der

Geschichtswissenschaft erkennen. Dennoch blieb, wenigstens für die Berichtserstatlerin, ein kleines Unbehagen, ob nicht allmählich das „eigentlich“ Politische ein wenig zu sehr aus dem Blick zu geraten droht, in einer Zeit zumal nicht nur sozialer und wirtschaftlicher, sondern sehr wohl auch (macht-)politischer Umbrüche. Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß auch dieser Aspekt zumindest durch eine Sektion über „Methods of holding to power“ in etwa abgedeckt wurde. Ein wohlsortierter wissenschaftlicher Supermarkt also?

Generell scheinen Großveranstaltungen der in Rede stehenden Art zwei Typen von Teilnehmern zu favorisieren: da ist einmal der „Spezialist“, der sich nur einige wenige Sektionen auswählt und diesen dann mit gnadenloser Konsequenz bis zum letzten Atemzug des letzten Referenten bzw. Diskutanten beiwohnt. Dieser Typ kann an sich relativ leicht befriedigt werden, wenn man ihm nur einige akzeptable Themen bereitstellt. Anspruchsvoller ist da schon die zweite Spezies, der „session hopper“ oder wissenschaftliche Gourmet, der sich aus den verschiedensten Sektionen jeweils nur einzelne Beiträge oder Referenten herauspickt. Hier sind die Organisatoren stärker gefordert, denn dieser Konsum-Modus erfordert nicht nur möglichst geringe Distanzen zwischen den einzelnen Räumlichkeiten, sondern vor allem auch eine gewisse Berechenbarkeit hinsichtlich der Abfolge der laut Programm vorgesehenen Beiträge. Beide Typen dürften in Madrid nicht ganz auf ihre Kosten ge-

kommen sein. Natürlich gab es, wie bereits angemerkt, das Problem der Überschnidungen, aber das ist bei Tagungen ab einer gewissen Größenordnung nicht zu umgehen.

Gravierender erschien der Berichterstatteerin der enorme „Schwund“ unter den angekündigten Referent/inn/en, die vielfach offenbar eine vorherige Absage nicht für notwendig gehalten hatten. Das führte nicht nur immer wieder zu etwas peinlichen Aufruf-Ritualen durch den jeweiligen Diskussionsleiter („Äh, Mr./Mrs. X, is he/she here? No? Oh – well, then, who is the next?...“) und, notabene, zu Verschiebungen innerhalb der vorgesehenen Reihenfolge (irritierend für „session hoppers“), sondern gelegentlich auch dazu, daß Sektionen, die für einen ganzen Tag angesetzt waren, bereits am frühen Nachmittag oder gar mittags „mangels Masse“ schließen mußten (was nicht nur dem „Spezialisten“ ein Ärgernis gewesen sein mag, sondern auch bei anderen Teilnehmern ein etwas schales Gefühl hinterließ). Mag dies nun ein Indiz sein für das sinkende Prestige einer – materiell ja weiter nicht abgolgtenen – Teilnahme an einer solchen Großtagung, für schwindende finanzielle Spielräume potentieller Referent/inn/en – gerade jüngere Historiker verfügen nicht immer über Möglichkeiten, sich wenigstens einen Teil der Reisekosten erstatten zu lassen, und auch Kollegen aus den ehemaligen Ostblockländern haben aus finanziellen Gründen ihre Teilnahme absagen müssen, ebenso wie aus diesem Grunde wohl die „Dritte“ und „Vierte

Welt“ schwach vertreten waren-, oder auch nur auf geringere Fähigkeiten zur Selbstorganisation der Teilnehmer hinweisen: sicher ist, daß mit solchen Verhaltensmustern kein Kongreß (mehr) zu machen ist.

Freilich ließen sich auch gegenläufige Tendenzen orten. Einige Sektionen wiesen eine geradezu erschreckende Anzahl von, überwiegend auch anwesenden, Referenten auf – die „Historische Biographie“ dürfte hier mit 50(!) gemeldeten Beiträgen den Vogel abgeschossen haben. Solche Dimensionen müssen die traditionelle Organisation wissenschaftlicher Kommunikation überfordern. Die meisten Diskussionsleiter haben versucht, durch mehr oder minder straffes Zeitmanagement das Problem zumindest formal in den Griff zu bekommen – die Berichterstatteerin muß allerdings gestehen, daß ihr kaum wirklich befriedigende Lösungen untergekommen sind: sowohl die Verlesung von gut 20 viertel- bis halbstündigen Beiträgen, verteilt auf 2 mal 4 Stunden, wie in der „Megalopolis“-Sektion, noch die Kombination von ein bis zwei längeren einführenden Referaten und einigen Dutzend 5-10-minütigen Kurzstatements überforderten letztlich die Aufnahmefähigkeit selbst der willigsten Zuhörerschaft, Zeit und Energie für eine Sachdiskussion waren in beiden Fällen kaum zu erübrigen. (Einzige Ausnahme: die beiden Frauen-Sektionen über „Changes in women's occupations“ und „Women's life cycles“, wo tatsächlich pro Themenblock eine halbe Stunde Diskussionszeit verfügbar war und auch genutzt

wurde. – Zufall?) Allerdings waren es wohl nicht nur Erschöpfung und Zeitmangel, die Debatten verhindert haben. Es muß leider auch festgehalten werden, daß allzuvielen Beiträgen inhaltlich kaum wirklich Neues brachten, keine irgendwie zündende These, um die man sich wirklich hätte streiten mögen. Überwiegend wurde längst Bekanntes reproduziert, und selbst da, wo es Ansätze zum Abtausch von Rede und Gegenrede gab, handelte es sich bei näherem Zusehen manchmal nur um die Fortsetzung altbekannter Auseinandersetzungen (so etwa die methodologische Medick-Kocka-Kontroverse in der „Anthropologie“-Sektion), gelegentlich leider auch um den Mißbrauch des internationalen Forums als Tribunal, bei dem Vertreter von Deutschland-West die politisch-moralische „Hinrichtung“ ihrer ungeliebten Kollegen bzw. Kolleginnen aus Deutschland-Ost zu inszenieren versuchten – ein aktueller Akzent, auf den man gern hätte verzichten können. Er erschien um so unzeitgemäßer, als eine der erfreulichsten Erscheinungen gerade dieses Kongresses die sichtbare „Öffnung“ der ehemaligen Ostblockstaaten war. Wer einmal miterlebt hat, wie bei früheren derartigen Veranstaltungen die Vertreter dieser Staaten oft in geschlossenen Gruppen einzogen (und auch privat meist nur „im Verbund“ auftraten), um dann als Diskussionsbeitrag meist längere und inhaltlich äußerst reizlose, weil nach politisch-ideologischen Gesichtspunkten lang im voraus komponierte Statements abzugeben, wird mit Vergnügen und Er-

leichterung registriert haben, daß die Kollegen und Kolleginnen diesmal ganz normal und auf eigene Verantwortung ihre Beiträge leisten konnten.

Versucht man abschließend, einen Gesamteindruck über diesen 17. Internationalen Historikerkongreß zu formulieren, läßt sich eine gewisse Skepsis nicht unterdrücken. Allzu groß schien die Kluft zwischen der „Papierform“ der Themen und Programme und ihrer tatsächlichen Umsetzung in die Praxis, allzu deutlich wurde das Versagen herkömmlicher Kommunikationsformen angesichts der quantitativen Zunahme von Themenvorschlägen wie Einzelbeiträgen, aber auch sehr unterschiedlicher wissenschaftlicher Standards zwischen den Vertretern verschiedener Nationen. Auch die Konkurrenz immer zahlreicher werdender Fach- und Spezialtagungen scheint sich bisher jedenfalls auf den Informationsgehalt der Beiträge eher negativ auszuwirken, so daß manche/r sich zurecht fragen wird, wodurch Mühe und Kosten einer Teilnahme noch zu rechtfertigen sind. Dabei scheint das grundsätzliche Anliegen eines Forums internationaler und interdisziplinärer Begegnung, die den Namen verdient, keineswegs obsolet, im Gegenteil. Aber eine sinnvolle, praktikable Form seiner Umsetzung müßte wohl erst noch gefunden werden – Madrid war dafür sicherlich kein nachahmenswertes Modell.